

Meine Reise-Erinnerungen.

---

gerichtet und an zwei Degon, die man daran befestigte, ein Bettuch, in das sich einer der Matrosen eingehüllt hatte, als Segel aufgehängt. Als Tane mußten die im Boote befindlichen Fischgeräte dienen. Nach solcher Vorbereitung empfahl man sich dem Schutze der allerjüngsten Jungfrau und fuhr getrost auf die hohe See hinaus. Am folgenden Tag war das Meer so bewegt, sodaß die hochgehenden Wogen das kleine Fahrzeug böß hin- und herwarfen; ein paarmal kam es auch durch ungeheure Walfische in Gefahr, und in der Folge setzte den Passagieren der Hunger zu, denn die tägliche Nahrung war auf zwei Stückchen eingemachter Quitten und auf einige Tropfen mit Seewasser vermischten Wein festgesetzt worden.

Am vierten Tage kam man ans Festland. Da man aber diesen Teil der Küste nicht kannte, segelte man weitere vier Tage an derselben hin, um einen Fluß aufzufinden. Zuletzt lief man, um einen nahenden Sturm auszuweichen, an einer günstig scheinenden Stelle an. Sie lag, wie man später erfuhr, zwischen Trilinda und Quilimane. Während nun die Mannschaft sich weiter vom Strande entfernte, um Trinkwasser aufzufuchen — denn alle wurden von glühendem Durste gequält — erblickten die zur Bewachung des Bootes zurückgebliebenen Matrosen einen Kaffer, der fortwährend freudig in die Hände klatschte, was diese als Zeichen friedlicher Gesinnung deuteten. Tatsächlich warf er ihnen auch einige Fische zu, als sie ihm durch Zeichen bedeuteten, daß sie hungrig seien.

Kurz darauf erschienen gegen 200 Wilde desselben Stammes. Inzwischen waren auch die übrigen Matrosen mit frischem Quellwasser zurückgekommen; als aber die Schwarzen merkten, daß sie den Weißen an Zahl weit überlegen seien, fielen sie über dieselben her, rissen ihnen die Kleider vom Leib und bemächtigten sich aller im Boote befindlichen Waffen und Geräte, die sie von ihren Weibern in Körben hinwegtragen ließen. So vollständig ausgeraubt und ausgeplündert, wanderten die Nermsten in der glühenden afrikanischen Sonnenhitze drei Meilen weit, bis sie endlich am Flusse Quilimane auf die portugiesische Niederlassung Sena stießen. Hier gab man den halb Verschmachteten Speise und Trank, und ein den Portugiesen befreundeter muhammedanischer Kaufmann verfaß sie mit der nötigsten Kleidung. Später ließ er sie auf zwei ihm gehörenden Fahrzeugen nach dem portugiesischen Fort Quabo bringen. Hier wollten wir sie verlassen, um zu unseren Schiffbrüchigen auf der Klippe zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

### Meine Reise-Erinnerungen.

Von Schw. Cäcilia, C. P. S.

(Mit 3 Bildern Seite 31 und 32.)

(Fortsetzung.)

Wir brachen schon um vier Uhr morgens von „St. Peter“ auf und beeilten uns so gut wir konnten, dennoch veräumten wir in Momo den Zug und mußten nun ein zweites Mal in diesem Fiebernefte volle 24 Stunden warten. Am folgenden Tag ging es dann mit der Bahn nach Mlingana, unweit Tanga, wo ebenfalls einige unserer Schwestern ewige Gelübde ablegten.

Möchte hier noch bemerken, daß man sich schon damals mit dem Gedanken trug, unsere Schwestern von „St. Peter“ nach Mhonda zu versetzen. Die dortige Mission wurde sehr gerühmt; sie ist 600 Meier überm Meerespiegel gelegen, stark bevölkert und zählte in

wenigen Jahren nach Eröffnung der Missionstätigkeit schon viele Christen. Allerdings ist dort auch die protestantische Mission stark vertreten und macht der katholischen scharfe Konkurrenz; auch sind in weitem Umkreise viele schwarze Lehrer angestellt, die ihrem Missionar alle acht bis vierzehn Tage Bericht erstatten. Unsere Schwestern sollten nun in Mhonda die Erziehung der schwarzen Mädchen übernehmen, sollten vormittags Schule halten und nachmittags die auswärtigen Kranken in ihren oft weit entfernten Hütten besuchen. Selbstverständlich haben sie den Mädchen auch die nötige Anleitung in allen Garten-, Feld- und Hausarbeiten zu geben. Maschinen gibt es in jener abgelegenen Gegend noch wenige, fast alles muß mit der Hand getan werden. Leider läßt das Klima zu wünschen übrig; es gibt dort genug Fieberkranke, und auch unsere Schwestern sind von der Malaria nicht verschont geblieben.

Als ich am 16. Februar wieder nach Tanga zurückkam, hoffte ich dort Schwester Alexandra zu treffen, allein sie lag noch immer krank in Neuföln. Warten konnte ich nicht länger, denn das Schiff fuhr schon am 18. nach Mombassa ab; so nahm ich denn Schwester Clementine als Reisebegleiterin nach dem Kilimandscharo mit.

Mombassa, wo wir am 19. Februar landeten, steht jetzt unter englischer Regierung, wurde aber seinerzeit von den Portugiesen erbaut und besetzt und erinnerte mich in vielen Stücken an Mozambique, das heute noch den Portugiesen gehört. Die Stadt ist schön gelegen, hat einen prächtigen neuen Hafen und wundervolle Parkanlagen. Wohl auf dem schönsten Platz der ganzen Stadt steht die Procuratur der Väter vom hl. Geist, wo jedermann gastliche Aufnahme findet, der dort anklopft. Gar sehr bewunderte ich daselbst die prächtigen Mangobäume. Wir haben deren in Mariannhill allerdings auch; allein dort sind es verhältnismäßig kleine Bäume mit Früchten etwa so groß wie ein Entenei. Hier in Mombassa aber sah ich eine Menge riesengroßer Mangobäume, und die einzelne Frucht erreichte die Größe eines Straußeneies.

Wir mußten vier Tage dort warten, denn einerseits galt es, verschiedene Einkäufe für die weite Reise durch die öde, wasserarme Steppe zu machen, und anderseits war der hochwürdigste Herr Bischof Emil Algeyer erkrankt worden, Leute zur letzten Bahnstation zu senden, um von dort uns und unser Gepäck abzuholen. Am 21. war endlich alles bereit, und wir fuhren zunächst auf der großen englischen Bahn, die mehrere hundert Stunden von der Küste des Indischen Ozeans bis zu den großen Binnenseen führt, nach Voi. Hier hieß es aussteigen und mit einem primitiven Behikel vorlieb nehmen.

Wir fanden ein kleines, mit einem einzigen Esel bespanntes Wägelchen vor, luden unser Gepäck auf und fuhren dann in Gottes Namen in die weite, wasserlose Steppe hinein. Unserm Reiseprogramm gemäß sollte die katholische Missionsstation Bura noch am selben Tag erreicht werden, allein es wurde stockfinstere Nacht, und wir waren noch immer eine gute Strecke weit davon entfernt. Zuletzt zogen wir es unserer gänzlichen Erschöpfung wegen vor, in einer der Mission gehörenden Lehmhütte zu übernachten, mußten aber dabei das harte Lager auf dem nackten Boden mit in den Kauf nehmen. Unsere drei schwarzen Fuhrleute dagegen blieben wach und unterhielten die ganze Nacht ein Feuer, um gefährliches Raubzeug, namentlich die dort so häufigen Löwen, in respektabler Ferne zu halten.

Am nächsten Morgen, einem Sonntag, machten wir uns in aller Frühe auf den Weg und begannen den hohen, steilen Berg zu ersteigen, der uns noch von Bura trennte, denn wir wollten um jeden Preis noch der hl. Messe beivohnen. Das gelang uns auch. Im übrigen hatten wir während der sechs Tage, die wir notgedrungen da zubrachten, die schönste Gelegenheit, uns mit den dortigen englischen Dominikanerschwestern in der hl. Armut zu üben. O wie viel haben diese armen Missionschwestern zu entbehren! Pater Superior, der uns für die Weiterreise behilflich sein sollte, war krank, sein junger Hilfspriester aber war der Sprache der Eingeborenen noch nicht mächtig, und somit gab es manches

wahrenden Farmer. Sie wurden übrigens alle an einem bestimmten Platze abgeladen, und jeder Adressat war genötigt, die ihm gehörende Fracht selber abzuholen.

Die ersten zwei Tage fuhren wir bis in die späte Nacht hinein. Um die Mitternacht brach man schon wieder auf und setzte die Fahrt fort bis gegen acht oder neun Uhr vormittags, je nachdem man gerade einen passenden Lagerplatz fand. Unter Tags ruhten die Zugtiere samt allen Fuhrleuten, denn die Hitze in der wasserlosen Steppe — für zwei Tage hatten wir sogar das Koch- und Trinkwasser mitnehmen müssen — war unerträglich. Ohne Tropenhut darf sich kein Weißer im Freien blicken lassen, und wir zwei Schwestern hatten sogar trotz der schützenden Wagendecke Hüte über dem Schleier. Gras sahen wir auch weit und breit keines; erst mit der Regenzeit beginnt es aufzuspriessen; und die wenigen Dornbäume, die wir sahen, waren kahl und blätterlos.

Zuweilen kamen wir an ein ausgetrocknetes Flußbett mit ein paar schattigen Bäumen. Da wurde dann, wenn es irgendwie ging, Halt gemacht und gekocht und zwar für Mittag- und Abendtisch zugleich. Abends wurde das Mittagessen einfach etwas aufgewärmt; dazu gab es dann noch frischen Tee.

Am vierten Tag unserer Steppenfahrt erblickten wir in aller Frühe weit drüben im Westen den mit ewigem Schnee bedeckten Kilimandscharo. Ich konnte gar nicht satt werden, den himmelhohen Berg anzuschauen und zu bewundern. Bei Sonnenaufgang stand er mit seiner großen, blendendweißen Kuppe hell und klar vor uns, unter Tags aber war er vielfach in eine graue Nebelfappe eingehüllt.

Uebrigens sollte die originelle Fahrt nicht ohne ein kleines Abenteuer enden. Es war am späten Nachmittag des vierten Tages, als unser Wagen, offenbar infolge der Nachlässigkeit unseres schwarzen Fuhrmannes, eines jungen, leichtsinnigen Burschen, umkippte, sodaß wir Passagiere in einen tiefen Graben hinunterrollten. Hals und Bein brachen wir dabei allerdings nicht, allein ich fühlte mich durch die häufigen Fieberanfälle so elend und schwach, daß ich im ersten Augenblick nicht wußte, wie ich aus dem Loch wieder herauskommen sollte.

Und der schwarze Kutscher? Stand er etwa recht verblüfft und erschrocken da und bemühte er sich, uns rasch herauszuhelfen? Keine Spur; im Gegenteil, er schrie uns in frecher Weise zu: „Haya, haya! Marsch, schnell, schnell heraus!“ — Das war mir nun doch zu stark. Ich begann ihm ordentlich den Kopf zu waschen,

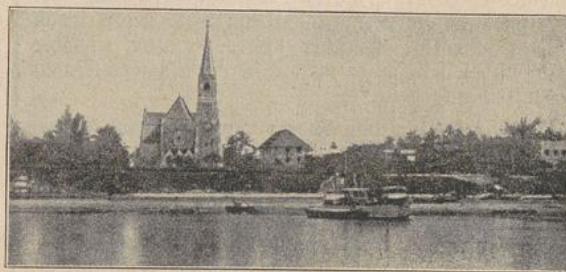


Sultans-Palast in Sanfibar.

Opfer zu bringen. Der Gesunde kommt spielend über vieles hinweg; anders der Kranke; ich wurde wieder fieberkrank und mußte vier Tage im Bett zubringen. Samstag vormittags hatte ich mich gerade unter einem Baume in einen Lehnstuhl gesetzt, um wenigstens etwas frische Luft zu schöpfen — denn von einer sonstigen Hilfe oder Erquickung konnte unter den obwaltenden Umständen keine Rede sein, — da kam plötzlich die Nachricht, wir sollten Schlag elf Uhr beim Hause eines Italieners sein, der um diese Zeit mit seinem Wagen nach dem Kilimandscharo abfähre.

Da war keine Minute zu verlieren! Wir nahmen schnell Abschied, Schwester Clementina ging den fast zwei Stunden langen Weg zu Fuß, ich aber wurde auf dem kleinen Eiselmädelchen gefahren. An Ort und Stelle fanden wir 14 Wagen zur Abfahrt bereit. Man forderte uns auf, schnell einzusteigen, es sei schon alles hergerichtet. So krochen wir denn auf einem schweren Lastwagen unter die darüber ausgebreitete Wagendecke. Wir fanden rein nichts vor, nicht einmal einen Sitz, auf dem man sich hätte niederlassen können; dagegen waren alle Bretter mit Petroleum getränkt und rochen auch darnach. Was tun? Wir wandten uns an den Wagenbesitzer, doch der verstand nur Italienisch und etwas Kiswaheli, nicht aber Englisch oder Deutsch. In der Not kam uns ein Grieche, der sich in der Nähe angesiedelt hatte und der die Reise ebenfalls mitmachte, zu Hilfe. Er diente uns, da er etwas Englisch konnte, als Dolmetsch und ließ uns für die lange, beschwerliche Fahrt zwei Bettdecken und ein Tuch, ein Liebesdienst, für den wir ihm heute noch zum größten Dank verpflichtet sind.

Dieser Wagen nun mit seiner mehr als primitiven Ausstattung war vier Tage und vier Nächte hindurch unser Heim. Auf den übrigen 13 Wagen befanden sich allerlei Güter und Waren für die am Kilimandscharo



Dar-es-Salaam. (Kathol. Kirche und Missionshaus.)

allerdings bloß auf Afrika, von dem er natürlich kein Wort verstand. Uebrigens begriff er doch, was ich eigentlich wollte und benahm sich in Zukunft etwas anständiger und aufmerksamer.

Als ich ein paar Minuten darauf wieder unter meiner Wagendecke saß, mußte ich über den komischen Zwischenfall selber herzlich lachen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Buschmänner in Keilands.

Von P. Albert Schweiger.

Vor etwa 50 Jahren gab es in Südafrika, speziell hier in Keilands und den umliegenden Distrikten, noch viele Buschmänner. Zu welchem Volksstamm die wilden, zwerghaften Leute eigentlich zählen, woher sie kamen und wohin sie gingen, ist eine noch offene Frage,



Deutschsüdafrikanische Eisenbahn. (Im Mambara-Gebirge.)

deren endgiltige Lösung ich der Gelehrtenwelt überlasse. Ich begnüge mich mit dem, was ich aus dem Munde hiesiger Eingeborner gehört, welche die Buschmänner und deren Lebensweise noch aus persönlicher Anschauung recht gut kannten.

Ihre äußere Erscheinung kennzeichnete mir die etwa 80jährige Frau des Häuptlings Salima folgendermaßen: „Die Buschmänner, von den Zulus abetwa genannt, waren sehr klein, kaum vier Fuß hoch, dagegen unförmlich dick. Der Kopf war nach oben breiter als unten und wies auffallend dicke Wadenknochen auf. Ihre Hautfarbe war etwas verschieden und wechselte zwischen schmutzig-gelb, gelb-weiß, rot oder rötlich-schwarz. Häßlicher als irgendein Volksstamm, den ich je gesehen habe, hatten sie hellfunktende Augen mit bewunderungswürdiger Sehkraft. Zur Zeit des Hungers hing ihre runzelige Haut locker und schlaff am Leibe herab, sodaß sie ganz schrecklich anzusehen waren. Hatten sie aber Ueberfluß an Fleisch, so machte sie ein einziger Monar wieder fett und glatt.“

Daß sie so klein von Statur waren, verdroß sie gewaltig. Sie konnten es nicht leiden, wenn man ihnen sagte, man habe sie beim Nahren nicht bemerkt, mußte ihnen vielmehr versichern, man habe sie schon von weiter Ferne gesehen. Machte man ihnen aber gar ihren kleinen Wuchs zum Vorwurf, so fingen sie zu streiten und zu raufen an, und mehr als einer hat dabei unliebe Bekanntschaft mit ihren vergifteten Pfeilen gemacht.

Mitunter trugen sie auch Hörner, indem sie sich die Schädel wilder Tiere, die sie erlegt hatten, aufsetzten, was ihnen ein noch schrecklicheres Aussehen verlieh. Jeder von ihnen war ein geborener Jäger und Wildddieb. Ihr scharfes Auge erkannte blitzschnell jede, auch die leiseste Spur, ihr Pfeil verfehlte selten sein Ziel, und trotz ihrer zwerghaften Figur legten sie zu Fuß ohne Ruhe und Rast ganz unglaubliche Strecken zurück. Auf ihre Fähigkeit, das Gesehene in getreuem Abbild wiederzugeben, werden wir später, bei den „Buschmanns-Malereien“ zurückkommen.

Ihre Wohnung ist wohl das Primitivste, was man sich denken kann; da ist eine Kulihütte oder ein Klaffenfrack noch ein Palast dagegen. Der Buschmann nimmt mit allem vorlieb. Findet er eine Höhle, so zieht er diese allem andern vor. Er legt bloß einige Reisier und Zweige als Schutz vor den Eingang, und die „Wohnung“ ist fertig. Ist keine Höhle in der Nähe, so vertreibt er sich in ein wildes Dornengebüsch und breitet darüber als Dach die Häute erlegter Tiere aus. Im Notfalle machte er wohl auch ein Loch in den Boden, legt große Steine und Felsblöcke ringsum oder befestigt statt deren einige Stöcke und Pfähle und legt darüber sein Dach. Wenn er's besonders nobel gibt, spannt er gegen die Windseite auch noch eine rot angestrichene, selbst verfertigte Rindenmatte aus. Ein wenig Gras auf dem Boden bildet die Lagerstätte. Ist das Ganze auch nicht größer als ein Straußennest, so hat doch die ganze Familie darin Platz; und wehe dem Unverschämten, der es wagen sollte, dieses sein „Haus“ zu bemängeln!

Ein geradezu ideales Heim fanden die Buschmänner in den vielen Bergen, Schluchten und Höhlen am Großen Keisflusse. Dieser Bezirk war für sie wie geschaffen. Hier waren sie abseits von den übrigen Völkern und Stämmen — denn der Buschmann ist am liebsten allein; ist auch nirgends gerne gesehen, — hatten bei ungünstiger Witterung hinreichenden Schutz und überdies ein sicheres Versteck bei etwaiger Gefahr. Viele dieser Höhlen waren nur ihnen allein zugänglich; einem gewöhnlichen Menschenkinde war es gar nicht möglich, solche Felsenwände und Löcher zu erklimmen. Manch' andere dagegen, und zwar sehr große, überaus romantisch gelegene, waren für jeden erreichbar.

Ich selbst habe schon eine ziemliche Anzahl derselben in Augenschein genommen und von den an den Wänden befindlichen Malereien Abdrücke und Zeichnungen gemacht. Eine besonders schön ausgeschmückte erschien mir fast wie ein großer, herrlicher Dom. Die senkrecht aufsteigende Felsenwand ist ungefähr 800 Fuß lang und 220 Fuß hoch. Die Höhle selbst mißt zirka 200 Fuß in der Länge, 180 in der Höhe und 30 bis 40 in der Breite. Eine andere, am Vanzisfluß gelegene, ist wie aus einem einzigen Stück sehr schönem Sandstein ausgebrochen, 180 Fuß lang, 26 breit, aber nur 6—8 Fuß hoch. Die Höhle in Grancini, ganz in der Nähe unserer Missionsstation gelegen, ist zwar verhältnismäßig klein, liegt aber überaus schön mitten im Urwald. Ein schmaler Eingang führt in das Innere des Berges, doch ist die Oeffnung so mit Steingeröll überschüttet, daß sich ein Mann flach auf den Boden legen mußte, wenn er da durchkommen wollte. In früherer Zeit soll mancher Kaffer es gewagt haben, da hineinzukriechen, — die Höhle soll, wie sie versicherten, sehr groß sein —, gegenwärtig aber geht kein Mensch mehr hinein, man dürfte ihm dafür anbieten, was man wollte.